

PETER

/ PEER-ARBEIT

NO. 48
02/2021

**ICH DENKE, WENN JEMAND IN EINER KRISE
IST, DANN IST ES EGAL, OB EINE ÄRZTIN/
EIN ARZT ODER EINE PEER ANWESEND IST.
WICHTIG IST, WAS DU MITBRINGST UND WIE DU
DEM MENSCHEN BEGEGNEST.**

SIBYLLE PINZON

Editorial

Peer-Arbeit

Das englische Wort «peer» meint in unserem Zusammenhang «ebenbürtig, gleichgestellt» und stammt vom lateinischen Wort «par» (gleich).

Vereinfacht gesagt haben Peers keine formelle Ausbildung zum Beispiel im Fach Psychiatrie. Ihr Wissen stammt aus der eigenen Erfahrung mit einer psychiatrischen Erkrankung. Diese reflektierte persönliche Erfahrung kann in der Peer-Arbeit (auch: Peer-Beratung oder Peer-Edukation) in verschiedenen Settings wie Beratungen, Öffentlichkeitsarbeit (Medien, Vorträge), Forschung und Schulung eingesetzt werden. Die Arbeit wird – oft nach einer entsprechenden Peer-Ausbildung – ehrenamtlich, im Mandat oder in einer Festanstellung geleistet.

Wenn auch Peers in der Schweiz bisher hauptsächlich in den Bereichen Psychiatrie und Sucht arbeiten, so existiert der Peeransatz auch in einem breiten Themenspektrum, welches unter anderem auch Streetwork, Sexarbeit, Armutsbetroffenheit, Aids/Hepatitis, Extremismus (Religion, Politik) oder Migration umfasst.

Im Schwarzen Peter arbeiten Peers seit 15 Jahren mit. Das Autonome Büro (siehe Interview mit **Tamara Merz** auf den Seiten 12–13) startete im November 2006. Und auch bei der Bewirtschaftung und Herausgabe der KlientInnenpost setzen wir seit vielen Jahren auf Peers. Ab Seite 8 erzählt **Ali Meraihia** über seinen Weg an diesen Arbeitsplatz. Ali hat auch die Fotostrecke zu seinen Aufenthaltsorten rund um die Steinenvorstadt in den Achtzigern in diesem Heft gestaltet. Für ihn und seine Freunde war diese Gegend ein Daheim, was auch in den Bildlegenden zum Ausdruck kommt. Diese stehen im Kontrast zu den aktuellen Fotos, da die Orte sich sehr verändert haben und stärker kommerzialisiert sind. Begleitet hat ihn unsere PETER-Stammfotografin **Tjefa Wegener**.

Während **Sandor Friederich** (Seite 20) noch mitten in seiner Peer-Ausbildung steckt, arbeitet **Sibylle Pinzon** (Seite 5) bereits seit drei Jahren in der Psychiatrischen Poliklinik Zürich.

Aus dem Bereich Konsum kommen **Michel Sutter** (Seite 14), der gleich selber den Verein PEERSPEKTIVE gegründet hat, und **Nikki Schild** (Seite 16), die mit dem Verein Sub-Dance Schadensminderung an Festivals, Partys und in Clubs macht.

Peerarbeit im Bereich der Sexarbeit wird unter anderem bei der **FIZ Fachstelle Frauenhandel und Frauenmigration** (Seite 22) und beim Projekt **Walk and Talk** (Seite 27) in Bern geleistet.

Nach 15 Jahren Einsatz mit Armutsbetroffenen im Planet13 nimmt es **Avji Sirmoglu** etwas ruhiger. Das Interview mit ihr ab Seite 25 rundet unser Schwerpunktthema ab.

Wir danken allen InterviewpartnerInnen herzlich, ebenso der FIZ, der kirchlichen Gassenarbeit Bern sowie Michel Sutter für die Textbeiträge.

Auf der hinteren Umschlagseite schliesslich stellt sich **Julia Herter**, unsere neue Fachkraft in der Administration, vor.

Weshalb wir im Frühjahr 2012 bei der Nummerierung des PETER diejenige des Vorläufers «frisch gemischt» fortgeführt haben, weiss der Teufel. Auf jeden Fall halten Sie strenggenommen nicht die Nummer 48 in den Händen, sondern den **PETER 20**. Gestaltet hat ihn zum fünften Mal **Eva-Luzia Recher**.

Da können wir nur sagen: Täterätääää!!!

Unsere Partykeller



Sibylle Pinzon

Nach vielen Jahren Erfahrung mit Sucht und Psychosen arbeitet Sibylle seit drei Jahren als Peer an der Psychiatrischen Poliklinik Zürich. Wir trafen sie an ihrem Arbeitsplatz, um mehr darüber zu erfahren.

Ich hatte eine sehr traumatische Kindheit. Hab dann eine Lehre als Apothekenhelferin gemacht. Dort lernst du alle Diagnosen und Medikamente kennen und ich hab dort so gedacht: «Das kenne ich von mir und das auch...», wurde aber nie hypochondrisch. Wir haben gelernt, dass das kranke Hirne seien, Hirnstörungen und ich dachte: «Die Armen, die so was haben». Für mich war klar: «Was bei mir selber komisch oder anders ist, kommt aus meiner Kindheit.» Weil ich das Pharmabusiness nicht weiter unterstützen und mit legalen Drogen Symptome bekämpfen wollte, habe ich nach der Lehre ins Büro gewechselt, und dort hab ich angefangen, meine eigenen Probleme mit illegalen Drogen zu medikamentieren. Ich hab lange Heroin konsumiert. Später, als sich mein Vater das Leben nahm, fing ich an, Kokain zu konsumieren und dann ging's bergab.

Ich hab insgesamt zwölf Jahre konsumiert, war davon aber nur drei Jahre auf der Gasse, Platzspitz, Letten. 1995 wurde der Letten geschlossen und ich hab mein «Zuhause» verloren. Da hab ich einen kalten Entzug versucht in Israel. Das ging gut. Immer besser und besser. Und irgendwann hab ich mich völlig verloren, wurde psychotisch und bin dort in der Psychiatrie gelandet.

Zurück in der Schweiz kam die nächste Psychose und dann gings drei Jahre lang rein in die Psychiatrie und wieder raus. Immer mit Zwangseinweisungen. Ich bekam schnell die Diagnose «paranoide Schizophrenie» wie mein Vater, der in der gleichen Klinik gewesen war.

Selber war ich aber immer der Überzeugung, dass ich wieder auf die Beine komme, während die in der Psychiatrie sagten, jetzt sei es vorbei, ich soll in ein betreutes Wohnen und an einen geschützten Arbeitsplatz. Ich wollte aber leben, nicht nur überleben.

Doch das Universum hatte noch einen anderen Plan. Ich hatte nichts zu verlieren, und so hab ich mich ins Flugzeug gesetzt und bin nach Bali geflogen, wo ich 13 Jahre blieb und zum ersten Mal ein «normales» Leben führte mit Kind, Partner, Haus, Hund und sogar einem Fahrausweis.

2013 kamen wir zurück in die Schweiz. Den Kulturschock kann man sich gar nicht vorstellen. Barfuss am Strand von Bali und dann –Zack!– in einer Blockwohnung mit Laminatboden. Aber meinem Sohn hat es so gut gefallen, er schloss schnell Freundschaften, ging in die Schule und ist in der Schweiz aufgeblüht.

Ich aber war hier einfach wieder IV-Bezügerin, nachdem ich auf Bali alle möglichen Sachen gearbeitet und aufgebaut hatte. Auf dem ersten Arbeitsmarkt habe ich nichts gefunden, deshalb hab ich mich bei der IV gemeldet für eine Wiedereingliederung und wollte in einem Textilatelier arbeiten. Das hat die IV aber nicht bewilligt, weil ich ja eine Erstausb-

bildung hab. Doch dieses Integrationsprojekt hat auch freiwillige MitarbeiterInnen gesucht und die nahmen mich für den Empfangsschalter. Dort habe ich auch Menschen aus dem Integrationsprogramm eingearbeitet oder habe den Profis Rückmeldungen und Einschätzungen zu den KlientInnen gegeben. Als ich mich als ehemalige Psychiatriepatientin outete, fiel mein Chef aus allen Wolken. Er dachte, «psychiatrieerfahren» heisst «ausgebildet auf dem Gebiet Psychiatrie».

Da erzählte er mir, er habe vor zwei Wochen gelesen, es gäbe eine Weiterbildung für Leute wie mich und damit könnte ich in der Psychiatrie arbeiten.

Ich wusste gleich, das ist, was ich brauche für meinen beruflichen Wiedereinstieg, mein Sprungbrett. Drei Tage später war Anmeldeschluss – und ich bin schlussendlich reingekommen! Das war der schönste Tag in meinem Leben.

Ausbildung als Peer

Die Weiterbildung war bei EX-IN Schweiz. Ich durfte zwei Praktika absolvieren, das erste in der Psychiatrie Baselland (PBL) in Liestal auf einer Langzeitstation. Das erste Mal nach 17 Jahren in der Psychiatrie – jetzt mit Namensschild und Schlüssel, das war ein komisches Gefühl nach einem Dutzend Zwangseinweisungen.

Für das Team dort war es auch neu, mit Peers zu arbeiten, aber sie waren sehr offen dafür, ebenso für das Thema Recovery (s. Kasten Seite 7).

Im ersten Praktikum geht es darum, den Rollenwechsel zu erleben. Was macht es mit dir? Für mich war es eher «nett», ein «Weichspülprogramm». Ich wollte wissen, wie es läuft, wenn's eskaliert. Da kam ich dann auf eine offene Akutstation. Das war schon etwas passender.

Ich wollte aber eh nicht stationär arbeiten, sondern im ambulanten Bereich und nicht nur dasitzen und mit den Leuten reden, sondern sie praktisch unterstützen, putzen, kochen, zusammen Admin machen, sie anleiten, diese Sachen selbstständig machen zu können.

Im Langzeitpraktikum konnte ich sechs Monate lang bei einer freiberuflichen Psychiatriepflegefachfrau arbeiten. Dort hatte ich sechs PatientInnen, die meisten aus dem Autismus-Spektrum, und hab gemerkt, dass das gut passt mit meiner Schizophrenieerfahrung. Leider kann die Spitex in der Schweiz noch keine Peers abrechnen und sie deshalb auch nicht anstellen.

Kurz nach meinem Abschluss hat sich dann die Klinik in Liestal gemeldet. Sie hätten auf der geschlossenen Psychoseabteilung eine Peerstelle zu besetzen und ich habe zugesagt. Es war schon heavy, achteinhalb Stunden am Tag auf einer geschlossenen Station zu sein. Von den MitarbeiterInnen fanden die meisten, es sei eine super Sache, eine ehemalige Patientin im Team zu haben, andere waren skeptisch. Da tauchten dann so Sachen auf wie Konkurrenzdenken, Eifersucht, Angst, dass die PatientInnen den Peer lieber haben. Vor allem PsychologInnen waren sehr offen, ÄrztInnen wollten mich eher nicht an Gesprächen dabei haben.

Die Pflege hat schnell gemerkt, dass ich für sie eine Unterstützung bin und ihnen Arbeit abnehmen kann im direkten >



Kontakt mit PatientInnen. Immer wieder war auch die Sprache oder die Haltung gegenüber den PatientInnen ein Diskussionsthema. Auch hier habe ich Offenheit meinen Inputs gegenüber erlebt. Zwei Jahre hab ich dort gearbeitet und mittlerweile sind in Liestal fünf Peers angestellt. Die Idee ist, auf jeder Station eineN Peer zu haben, allerdings ist es schwierig, geeignete und stabile ErfahrungsexpertInnen zu finden.

Selber bin ich stabil, das Arbeiten tut mir gut, die Routine und Struktur, und ich habe mich natürlich auch weiterentwickelt in dieser Zeit. Ich kenne mich auch gut, kenne eventuelle Trigger und Frühwarzeichen und was ich dann brauche. Das ist auch ein wichtiger Teil der recoveryorientierten Psychoedukation mit den PatientInnen oder in einer Recoverygruppe.

2017 hat David Briner von der Psychiatrischen Poliklinik Zürich (PPZ) für eine Weiterbildung einen Peer mit Psychoseerfahrung gesucht und eine andere Peer, mit der ich die Ausbildung gemacht habe, hat mich empfohlen. Später hat er mir eine 20-Prozent-Peerstelle angeboten, was ich eine Zeit lang als Ergänzung zur stationären Arbeit in Liestal gemacht habe.

Festanstellung

Die Arbeit bei der PPZ zwischen «Profis» und Peers ist auf Augenhöhe. Ich kann mir kein besseres multiprofessionelles Team vorstellen. Mittlerweile arbeite ich nur noch hier in einem 50-Prozent-Pensum.

Zweimal wöchentlich haben wir Rapport, wo die neuen «Fälle» vorgestellt und von zwei MitarbeiterInnen, also zum

Beispiel von einem Arzt und mir, übernommen werden. Ich hab dabei auch schon erlebt, dass PatientInnen sich besser mit dem Arzt als mit mir als Peer verstanden haben. Der Vorteil der Teamarbeit ist ja, dass die/der Betroffene irgendwo andocken kann. Entscheidend ist oft nicht die Ausbildung, sondern das Menschliche. Oft bin ich Brückenbauerin zu den Profis und kann Betroffenen zum Beispiel eineN SozialarbeiterIn vorstellen.

Wir machen viel Hausbesuche und Netzwerkgespräche, also Gespräche mit PatientInnen und ihrem familiären oder beruflichen Umfeld.

Wir zwei Peers arbeiten hauptsächlich im mobilen Krisenteam (MoKit) und sind in der ganzen Stadt Zürich unterwegs. Aber auch für ambulante Sprechstunden im Haus werden wir beigezogen und bieten auch Einzelgespräche an.

Die Hauptaufgabe von Peers ist es, Hoffnung zu vermitteln. Wir sind HoffnungsträgerInnen. Das kann niemand so gut wie wir. Wenn ein Psychiater sagt: «Das kommt schon wieder», ist das nicht das Gleiche, wie wenn jemand das sagt, der Ähnliches durchgemacht hat. Wir wissen aus Erfahrung, dass der Recovery-Weg nicht geradlinig ist, manchmal geht es halt wieder einen Schritt zurück, das gehört dazu. Wir können Tipps geben, motivieren für einen nächsten, kleinen Schritt wie Freiwilligenarbeit für eine Tagesstruktur und soziale Kontakte. Oftmals geht es bei unserem Klientel um Existenzsicherung und das Verhindern von Klinikeinweisungen.

Es kommt auch vor, dass ich mit unserer Psychiaterin für ein Konzil in ein Stadtspital gehen darf, um mit Schwerstabhängigen nach einer Herzoperation zu sprechen. Dort ist die Frage, wie wir es schaffen, dass die / der Betroffene nicht mehr intravenös konsumiert, weil das lebensgefährlich wäre. Die Leute strahlen, wenn sie hören, dass ich auch auf dem Letten war, dann sind wir gleich per du, auf Augenhöhe und können sofort in ein Gespräch einsteigen. Wenn ich dann offen frage: «Was brauchst du, damit du im Spitalbett bleibst?», können wir alle gemeinsam Abmachungen treffen und die Leute oft für eine Reha gewinnen. >

DIE HAUPTAUFGABE VON PEERS IST ES, HOFFNUNG ZU VERMITTELN. WIR SIND HOFFNUNGSTRÄGERINNEN. DAS KANN NIEMAND SO GUT WIE WIR.

Schon allein die Tatsache, dass ich als ehemalige Psychiatriepatientin in einer psychiatrischen Einrichtung arbeite, sagt einiges aus und kann Vertrauen schaffen. Und ich kann zu 100 Prozent hinter dem PPZ Team hier stehen.

Schwierig finde ich es, wenn Menschen offensichtlich psychische Probleme haben und andere, zum Beispiel Kinder, PartnerInnen oder NachbarInnen, darunter leiden, und wir nichts unternehmen können, weil die kranke Person keine Hilfe annehmen kann oder will und es nicht für eine Einweisung reicht. Dann leidet das Umfeld und auch der Betroffene oftmals über eine lange Zeit. Da habe selbst ich auch schon gedacht: «Da sollte man eine Zwangseinweisung machen», obwohl ich selber die Erfahrung gemacht habe, wie schlimm das ist.

Was am Anfang auch komisch war, wenn wir einen Einsatz mit Polizeischutz hatten. Ich wurde selber mehrmals von der Polizei in Kampfmontur zuhause abgeholt. Da schlottern meine Knie heute noch, auch wenn mein Kopf sagt, dass sie nicht wegen mir hier sind.

Ich kann auch sagen, wenn ich mal nicht dabei sein möchte, weil ich eine Situation befürchte, die mich triggern würde. Das wäre bei mir der Fall, wenn massive Gewalt im Spiel ist, bei aggressiven Männern. Da «frier ich ein» und wäre zu nichts zu gebrauchen. Das Team muss sich aber in Stresssituationen aufeinander verlassen können.

Selber noch «Profi» zu werden, interessiert mich nicht so, davon gibt es bereits genug. Was fehlt, ist das Erfahrungswissen. Wir müssen aufpassen, dass wir das nicht verlieren. Ich gebe bereits so viele Weiterbildungen, mach Administrationsarbeit und bin an Sitzungen, und muss schauen, dass die Arbeit mit den PatientInnen nicht zu kurz kommt.

Ich denke, wenn jemand in einer Krise ist, dann ist es egal, ob eine Ärztin/ein Arzt oder einE Peer anwesend ist. Wichtig ist, was du mitbringst und wie du dem Menschen begegnest.

stadt-zuerich.ch/ppz

Recovery

Das Recovery-Modell ist ein Konzept, welches bei psychischen Störungen und Suchtkrankheiten zum Tragen kommt und das Genesungspotential der Betroffenen hervorhebt und unterstützt. Der Begriff Recovery stammt aus dem englischen Sprachraum und kann in dem hier gebrauchten Zusammenhang etwa mit «Wiedergesundung» oder «Wiederherstellung» übersetzt werden.

In diesem Modell kann Wiederherstellung als persönlicher Prozess gesehen werden, der Hoffnung, eine sichere Basis, fördernde zwischenmenschliche Beziehungen, Selbstbestimmung (Empowerment), soziale Integration und Problemlösungskompetenz erfordert und einen Lebenssinn vermittelt.

Das Erlangen der Hoffnung und die Erhaltung der Hoffnung werden als Schlüssel zu Recovery beschrieben. Es ist das Ziel, nicht nur Optimismus zu erzeugen, sondern einen dauerhaften Glauben an sich selbst und die Bereitschaft, Ungewissheit und Hindernisse auszuhalten. Hoffnung kann an einem bestimmten Drehpunkt beginnen, oder als kleines zerbrechliches Gefühl stufenweise auftauchen und sie kann sich mit Verzweiflung abwechseln. Darüber hinaus soll das Vertrauen in sich und andere sowie die Fähigkeit gestärkt werden, Enttäuschungen, Fehler und Kränkungen zu ertragen.

(Quelle: Wikipedia)

Ali Meraihia

Von der Steine über das Autonome Büro zum Teammitglied im Schwarzen Peter

In meiner Jugendzeit war unser Hauptaufenthaltort die Steinenvorstadt. Dann landete ich im Jugendheim und habe anschliessend meine Lehre bei Bell absolviert. Danach habe ich weiter in der Stadt verkehrt, aber es war nicht mehr so jugendbandenmässig wie in den 1980ern. Mit harten Drogen hatte ich da keinen Kontakt, Pillen und so haben mich gar nie interessiert. Dann kam eine Zeit, in der man auch anderes Zeugs ausprobiert hat, aber regelmässig auf der Gasse war ich nicht. Mein Kollegenkreis war im De-Wette Park (Elisabethenanlage), da haben wir den Tag verbracht, haben Bier getrunken, gekifft und geredet. Dort kam ich auch in Kontakt mit dem Schwarzen Peter. Die GassenarbeiterInnen kamen jeden Mittwoch vorbei mit einem Zvieri und wollten wissen, wie es uns geht. Das fand ich echt cool und wir kamen ins Gespräch. Ich hab erfahren, dass es auch ein Büro gibt an der Elsässerstrasse und irgendwann hab ich das Büro selber gebraucht, weil ich Probleme hatte – glaub mit dem Sozialamt. So kam ich zum Schwarzen Peter. Dazumal startete ein neues Projekt, das Autonome Büro und ich durfte als einer der ersten im Team mit dabei sein. Am Anfang hatte ich grosse Fragezeichen, weil ich bis da nur für mich geschaut hatte, mir das genommen hatte, was ich wollte und mich nicht sozial engagiert hatte. Es war ein Abenteuer für mich, ich kannte

SIE DENKEN, ICH SEI EIN LEIDENSGENOSSE, DER WEISS, WOVON ER REDET, DER HAT DAS SELBER AUCH MAL ERLEBT. DA KOMMT MAN VIEL SCHNELLER AUFS WESENTLICHE.

weder Teamsitzungen noch Probleme, die es in einem Team geben kann, auch mit den Leuten, die ich eigentlich nur von der Gasse her und nicht als BittstellerInnen kannte. Mit den Jahren merkte ich, dass mich das befriedigte, auch wenn es nicht viel Geld einbrachte. Es gab mir das Gefühl etwas zu tun, das mehr war, als nur einen Raum anzustreichen. Ich musste auch erst selber lernen, wie man eine Mailadresse erstellt oder eine Wohnung sucht. Ich konnte Tipps geben, wo man essen kann, erzählen, wie ich an etwas herangehen würde, weil ich diese Probleme auch schon hatte. Sprich: Ich konnte meine Lebenserfahrung weitergeben.

Dann bekam ich die Chance, die Post der KlientInnen zu bewirtschaften und herauszugeben und habe auch den Unterhalt der Geschäftsstelle übernommen. So konnte ich mich von der Sozialhilfe lösen. Das war eine riesige Erleichterung und eine neue Erfahrung nach über 15 Jahren Abhängigkeit von der Sozialhilfe. Ich habe mich auch immer mehr im Team integriert, habe die Leute immer mehr abgefragt, was sie brauchen und habe triagiert, aber auch Auskünfte gegeben. In dieser Zeit habe ich viel gelernt vom Team.

Grundsätzlich wurde ich von den KlientInnen akzeptiert, aber am Anfang gab es auch Leute, die gefragt haben, was ich hier machen würde, wieso ich hier arbeiten dürfte, ich sei ja auch von der Gasse. Sie haben meine Position als Mitarbeiter nicht respektiert. Aber durch meine Erfahrungen konnte ich vielen KlientInnen weiterhelfen, weil ich auf Augenhöhe mit ihnen bin, und sie nicht das Gefühl haben, bei einer SozialarbeiterIn, einem Sozialarbeiter zu sein. Sie denken, ich sei ein Leidensgenosse, der weiss, wovon er redet, der hat das selber auch mal erlebt. Da kommt man viel schneller aufs Wesentliche. Die Akzeptanz nahm immer mehr zu. Schön – oder manchmal auch anstrengend – ist, dass du auch in der Freizeit ein Angestellter des Schwarzen Peter bist und dich die Leute dann auch unterwegs in der Stadt ansprechen und nach Tipps und Infos fragen. Ich bin da sehr offen, weiss mich aber auch abzugrenzen, wenn ich mal keine Lust habe. Wenn aber jemand wirklich in Not ist, sage ich nicht, dass mich das jetzt grad nicht interessiert, sondern höre kurz zu und verweise dann auf unsere Öffnungszeiten. ➤

Mittlerweile verkehre ich nicht mehr auf der Gasse, hole höchstens Essen in der Gassenküche. Ich muss mich da gut abgrenzen. Man nimmt mich ja sonst nicht ernst, wenn ich als Konsument auf der Gasse verkehre. Damit habe ich abgeschlossen.

Ich habe mich immer nach dem Sinn des Lebens gefragt und die Arbeit beim Schwarzen Peter gibt mir einen Sinn. Ich mache sie gern, sie befriedigt mich und gibt mir viel mehr, als alles andere, das ich bisher getan habe. Ich denke, wenn ein paar KlientInnen damit geholfen ist, ist für mich schon viel erreicht. Dank meiner Vergangenheit kann ich der Gesellschaft noch viel zurückgeben.

Von den «Sozis» hier fühlte ich mich von Anfang an voll auf Augenhöhe empfangen. Wir sind ja alles verschiedene Menschen, aber am Ende müssen wir als Team funktionieren. Es war natürlich eine Umstellung, so zu arbeiten und auch meine Stellung im Team musste sich klären und weiterentwickeln.

In Zukunft möchte ich mich weiterbilden, schauen, was möglich ist bis zu meiner Pensionierung. Mich würde interessieren, nicht nur mit «Randständigen» niederschwellig zu arbeiten. Extrem reizen würde mich die Arbeit mit Jugendlichen, auch gewalttätigen, da könnte ich noch viel bewegen mit all meiner gesammelten Erfahrung. Das hat mir selber in den Heimen gefehlt. Das waren Erzieher, nicht mal alle hatten eine Ausbildung, es gab keine Gespräche, die einzigen Themen waren Regeln, der Rahmen und Sanktionen – diskussionslos. Es ging darum, wer am längeren Hebel sitzt. Das ist ja zum Glück nicht mehr so. Man geht heute anders an die Probleme ran und ich glaube, dass ich dort etwas beizutragen hätte.

Diesen November mache ich jetzt mal eine Weiterbildung zur aufsuchenden Sozialen Arbeit an der Fachhochschule Nordwestschweiz bei unserem ehemaligen Gassenarbeiter Ray. Ich würde auch sonst gerne noch weiter die Schulbank drücken.

Die Stadt Berlin fasziniert mich sehr – sie schockiert mich auch, weil die Armutssituation schon nochmals eine Stufe heftiger ist als in Basel. In Berlin liegt ein grosses Potenzial und ich könnte mir vorstellen, dorthin zu ziehen und aufsuchende Soziale Arbeit zu machen und irgendwann mit Jugendlichen zu arbeiten. •

Gewalt von Jugendlichen und Jugendbanden in Basel

aus einem Artikel von Felix Hafner im Basler Stadtbuch 1987

Im Jahr 1987 war Basel Schauplatz einer Reihe von Gewaltakten, die von zumeist in Banden auftretenden Jugendlichen begangen wurden. Während bereits im Jahr 1986 Anzeichen zunehmender Gewaltanwendung von Jugendbanden¹ im Zusammenhang mit dem brutalen Verhalten einzelner Gruppierungen zu erkennen gewesen waren, kam es vor allem im Frühjahr 1987 zu Gewaltausbrüchen, über die auch in der Tagespresse berichtet wurde und die in weiten Teilen der Bevölkerung Besorgnis und Beunruhigung ausgelöst haben. Das aggressive Verhalten der Jugendlichen konzentrierte sich vor allem auf bestimmte Zonen der Basler Innerstadt, darunter besonders auf das Gebiet Barfüsserplatz, Steinenvorstadt, Heuwaage, Theaterstrasse. Dabei äusserte sich die Gewalt auf der Strasse in Vandalenakten, Diebstählen, Anpöbeleien und Körperverletzungen. (...)

Neu an den heutigen Jugendbanden ist vor allem, dass sie keine Ideologie mehr vertreten. Der Hauptzweck dieser Banden liegt vielmehr in der Befriedigung von Grundbedürfnissen; dabei handelt es sich etwa um das Bedürfnis nach Kommunikation, nach freundschaftlichen Kontakten, nach Akzeptanz, nach Schutz, nach sozialer Heimat und nach einem Gefühl der Wärme. Andererseits soll das Klima der Bande entspannen und von den täglichen Sorgen und vom Stress ablenken. Schliesslich dient die Bande der Vertreibung von Langeweile, indem in ihr Aufregung und Spass erlebt werden können. Diese Vielfalt von Bedürfnissen, welche die Banden abzudecken haben, schafft ein Spannungsfeld, das leicht in eine nach aussen gerichtete Konfrontation umschlagen kann, zumal Banden in der Regel hierarchisch einfach und autoritär strukturiert sind, so dass die bandenmässige Gewaltanwendung keiner spezifischen Vorbereitung und Organisation bedarf.

¹ Die bekanntesten Gruppierungen waren die Ghetto Boys, Löwenherz, Tiger Baba, Spain Boys und die Migros Mafia.



Foto: Gabriel Hill

Museum Basel

Spielzeug Welten Museum Basel

Unser Wohnzimmer

Spielzeug Welten Museum

Spielzeug Welten Museum



Tamara Merz

PETER: Was verstehst du unter Peer?

Tamara: Menschen, die Erfahrungen gemacht haben mit schwierigen Lebenssituationen, psychischer Krankheit, allgemein eine Krankheit durchgemacht haben oder viel erlebt haben. Sie unterstützen andere Menschen, die ähnliches oder gleiches durchmachen.



Wie bist du zum Autonomen Büro gekommen?

Durch meinen Freund, der schon länger hier gearbeitet hat. Ihr hattet eine freie Stelle und für mich war das perfekt, da ich etwas gesucht habe, das mir unter der Woche Struktur gibt, da ich immer nur am Wochenende gearbeitet habe. Es

hat mich wahnsinnig interessiert, im Schwarzen Peter und generell in einem anderen sozialen Bereich zu arbeiten. So bin hier reingerutscht.

Was hast du sonst für Erfahrungen im sozialen Bereich?

Ich habe 17 Jahre lang behinderte Kinder, Jugendliche und junge Erwachsene betreut. Das mit dem Schwarzen Peter ist eine Erfahrung für mich, die mir auch zeigt, dass ich wirklich gerne im sozialen Bereich arbeite.

Hast du eine Ausbildung?

Nein, ich hatte damals frisch die Matura gemacht, einen Job gebraucht und wollte anfangen zu studieren. Mein damaliger Chef wollte keine klassischen Bewerbungsunterlagen, sondern ein Gespräch und einen Probetag. Mir hat es sehr gut gefallen und er fand, dass ich gute Arbeit mache und so blieb ich dann 17 Jahre dort. Ich habe sozialpädagogische Arbeit gemacht, obwohl ich keine Ausbildung hatte.

Was machst du an einem Nachmittag im Autonomen Büro?

Ich hoffe, dass viele KlientInnen kommen und einige auch Fragen haben. Die meisten arbeiten sehr selbstständig. Seit Corona dürfen wir leider keinen Kaffee mehr ausschenken und dadurch fallen viele Gespräche weg. Das «Socializing» der Leute, die einfach herkamen, um einen Kaffee zu trinken und mit jemandem zu reden, sich auszukotzen, sich auszutauschen, allgemeine Fragen zu stellen, fällt im Moment leider weg. Jetzt beschränkt es sich auf Fragen bei administrativen Belangen. Übersetzungen habe ich auch schon gemacht oder Briefe geschrieben.

Dir fehlt momentan der Teil, bei dem du Gastgeberin bist?

Das fehlt sehr. Es war so ein lebendiger Ort. Es waren viele Leute hier, sie waren gerne hier, haben sich auch untereinander hier getroffen und es war immer viel los. Es war ein Begegnungsort und nicht nur ein Ort, um administrative Arbeiten zu erledigen. Ich fände es schön, wenn das bald wieder möglich wäre.

Was hat in diesem geselligen, informellen Teil stattgefunden?

Nicht immer nur Gutes. Es gab auch Leute, die zu viel getrunken haben und dann aus dem Ruder gelaufen sind. Aber grundsätzlich fand ein Austausch statt. Das konnten aktuelle Probleme sein oder man hat die Geschichte von jemandem erfahren, die/der gerade das Bedürfnis hatte, diese zu erzählen. Oder man hat auch mal von sich etwas erzählt, was das Gegenüber oft entspannter gemacht hat. Die Gäste haben sich aufgehoben, auf Augenhöhe gefühlt. Diese Gespräche waren zum grossen Teil sehr wertvoll. Es wurde auch viel gelacht und herumgealbert, ein bisschen wie in einem Café. Es herrschte grösstenteils eine entspannte Atmosphäre.

Du arbeitest als Unausgebildete hier. Was bringst du mit für diese Arbeit?

Das ist eine schwierige Frage. Ich bringe einfach mich mit. Ich habe wenig Berührungspunkte, was Menschen anbelangt. Im Privaten ist das anders, aber bei der Arbeit ist das so. Man kann mir irgendwas erzählen und ich versuche, es nicht zu werten.

Ich war noch nie auf der Gasse und bin weit weg davon aufgewachsen. Trotzdem gibt es Situationen, die ich kenne. Wenn mir einE KlientIn erzählt, sie/er habe Depressionen: «Hey ich kenne das auch». Und es gibt auch viele kleine Sachen, die ich aus Erfahrung kenne oder die ich mit vielen verschiedenen Menschen gemacht habe, die ähnliche Probleme haben. Ich habe wahnsinnig viele Menschen kennengelernt, seit ich arbeite und viele Erfahrungen sammeln dürfen mit diversen Menschen.

Was denkst du, unterscheidet die Arbeit im Autonomen Büro von der in den offenen Sprechstunden, die das GassenarbeiterInnen-Team abdeckt?

Ihr wisst besser, wie die verschiedenen Stellen, das soziale und staatliche System in Basel funktionieren. Ihr habt viel Berufserfahrung genau in dieser Sparte und ich eher allgemein Erfahrung in der Arbeit mit Menschen und viel Lebenserfahrung.

Zu euch kommen die Leute eher, wenn sie schnell eine Lösung brauchen. Zu mir kommen sie auch einfach zum Erzählen und erwarten nicht immer grad eine Lösung von mir. Es ist nochmals eine Nummer niederschwelliger, ins Autonome Büro zu kommen.

Kannst du auch Leute zu uns vermitteln?

Ja, auf jeden Fall. Es gibt Situationen, bei denen ich nicht weiterhelfen kann und dann empfehle ich ihnen, zu euch in die offene Sprechstunde zu gehen.

Umgekehrt schicken wir auch Leute aus der offenen Sprechstunde ins Autonome Büro, um sich Unterstützung zu holen beim Schreiben eines Lebenslaufs oder einer Bewerbung. Stimmt das so für dich?

Absolut. Für das sind wir ja da und wenn ihr alles machen würdet, dann bräuhete es das Autonome Büro nicht mehr – und das wäre nicht toll. >

Wie hast du die Coronazeit erlebt? Wie war die Stimmung? Sind andere Leute gekommen?

Viele Gäste kamen nicht mehr. Es gibt KlientInnen, die habe ich seit anderthalb Jahren nicht mehr gesehen. Die Stimmung war ruhiger, stiller und dadurch auch etwas schwerer. Es ist wie ein Film, der über allem und allen liegt. Die Unsicherheit merkt man.

Haben auch die Aggressionen zugenommen?

Nein, das spüre ich nicht. Ich habe das Gefühl, die Aggressionen kommen eher an Orten raus, wo es vermeintlich keine Rolle spielt. Auf der Strasse zwischen Fremden zum Beispiel. Ich denke, das passiert weniger an Stellen, von denen man Hilfe braucht. Es sind auch weniger Menschen aufs Mal hier. Dadurch ist es nicht so laut.

Ihr seid ein recht grosses Team. Wie erlebst du die Zusammenarbeit unter euch?

Ich finde es ein sehr angenehmes Team. Ich kann mit jeder Person arbeiten. Jeder Einzelne ist sehr speziell in seiner Art. Hier sind wir nicht in ein Schema gepresst, das macht es interessant und schön.

Ihr kennt euch und könnt euch auch ergänzen in der Arbeit.

Das gibt es, ja. Wir können uns auch gegenseitig KlientInnen oder Arbeiten zuspüren, weil es jemand anderer besser oder einfacher kann. Das erlebe ich jedoch nicht als ein Abschieben der Arbeit, sondern als ein Miteinander.

Braucht ihr Input oder Weiterbildungen?

Wir wissen gut, wohin man die Leute verweisen kann, von dem her habe ich im Moment nicht das Gefühl, dass ich eine Weiterbildung bräuhete. Ich fände es jedoch spannend, mit diesem Team mal einen Workshop zu machen.

Einen Erste-Hilfe-Kurs haben wir mal besucht. Da gibt es ja nächstens eine Auffrischung, was sicher Sinn macht.

Vielleicht eine Weiterbildung explizit in Bezug auf Peer-Arbeit?

Ich realisiere erst jetzt, dass wir Peerarbeit machen, und das finde ich wichtig zu wissen und sich dessen bewusst zu sein. Wir sind hier, weil wir schon gewisse Erfahrungen im Leben gesammelt haben. Ja, ein Workshop dazu wäre interessant. Es müsste etwas Praktisches sein und eher im Sinne einer Reflexion der eigenen Rolle, der eigenen Fähigkeiten und des eigenen Erfahrungsschatzes für diese Arbeit.

Hast du sonstige Wünsche fürs Autonome Büro?

Ich wünsche mir den Kaffeeausschank zurück, um diese Lebendigkeit wieder zurückzubekommen.

Wie ist dein persönlicher Ausblick?

Ich habe das Ziel, nächstes Jahr eine Ausbildung als Logopädin anzufangen. Ich durfte bei einer Logopädin schnuppern und die Eignungsprüfung habe ich auch bestanden. Es

ist noch nicht klar, wie und ob die Finanzierung zustande kommt. Aber ich bin sehr entschlossen!

Und die Arbeit im Autonomen Büro mache ich auch sehr gerne. Es freut mich immer, wenn ich hier arbeiten kann. Ich weiss: Hier komme ich hin und es ist gut. Ich möchte diese Arbeit nicht mehr missen.

Autonomes Büro

Unser Peer-Projekt Autonomes Büro startete bereits im November 2006 und wurde im Mai 2007 in einer Medienmitteilung folgendermassen beschrieben:

«Hilf dir selbst, sonst hilft dir ein «Sozi!»

Der Verein für Gassenarbeit Schwarzer Peter bietet Hilfe zur Selbsthilfe in einer innovativen Form an. Das neue Projekt nennt sich «Autonomes Büro» und wird von Betroffenen selbst geleitet.

Das Büro wird oft von den KlientInnen genutzt, ohne dass sie dabei eine wirkliche sozialarbeiterische Unterstützung brauchen. Sei dies zum Schreiben von Briefen, Suchen von Wohnungen, Arbeit, Kopieren, dem Nutzen des Internetanschlusses und Telefons oder um sich einfach nur mit anderen Betroffenen über die eigene Situation auszutauschen. Dieses Angebot ist für die BesucherInnen sehr niederschwellig.

Seit 2008 wird das Projekt von der Christoph Merian Stiftung getragen.

War das Autonome Büro zu Beginn einen Nachmittag pro Woche geöffnet, ergänzt es nun jeweils montags, mittwochs und freitags die Öffnungszeiten der Anlaufstelle an der Elsässerstrasse. An Dienstagen und Donnerstagen findet die niederschwellige offene Sprechstunde der SozialarbeiterInnen statt.

Zielgruppen sind Armutsbetroffene, Wohnungslose. Die Wohnungs- oder Stellensuche ist praktisch nur noch online möglich und für viele administrative Tätigkeiten braucht es Zugang zu einem Computer. Die Büroinfrastruktur besteht aus sechs Computern mit Internetanschluss, zwei Scannern, einem Drucker / Kopierer und einem Telefon sowie Couverts und auf Anfrage auch Briefmarken. Die Nutzung des Angebots ist kostenlos.

schwarzerpeter.ch/gassenarbeit/autonomes-buero/

Michel Sutter

Meine PEERSPEKTIVE

**ICH FÜHLE MICH FREI,
SEIT ICH OFFEN MIT
MEINER GESCHICHTE
UMGEHE, DARÜBER REDE
UND LEIDENSGENOSSEN,
DEREN ANGEHÖRIGE
ODER FACHLEUTE AN
MEINEN ERFAHRUNGEN
TEILHABEN LASSE.
DAS GEFÜHL, NICHTS MEHR
VERSTECKEN ZU MÜSSEN,
IST UNBEZAHLBAR.**

So nahe wie nie zuvor stand mir vor meiner letzten Verhaftung der Tod vor Augen. Für mich war damals klar: Nur der goldene Schuss konnte mir Erlösung bringen. Mittlerweile sind über zehn Jahre vergangen. Mein letzter Exzess fand im Januar 2011 statt und endete vor der Pikett-Staatsanwältin an einem sehr frühen Samstagmorgen. Ich lebte! Hätte ich damals zu hören bekommen, dass mir die besten Jahre meines Lebens noch bevorstünden, ich hätte mein obligates sarkastisches Lächeln aufgesetzt und gedacht: «F... euch!»

Die Geschichte meiner Sucht beginnt mit der Geburt. Meine Eltern waren jung, gutaussehend und psychisch krank. Überfordert mit den Anforderungen, die wir Kinder, ihre Eltern, das Berufsleben und die Gesellschaft an sie stellten, versuchten sie, den Schein zu wahren, so gut es ging. Die Nachbarn durften nichts erfahren von der psychischen und physischen Gewalt gegeneinander und gegen uns Kinder.

Ich war überangepasst und stets darauf bedacht, meine Eltern zufriedenzustellen. Ich fühlte mich verantwortlich für meine Mutter, die mich schon im Vorschulalter zu ihrem Verbündeten machte in Beziehungskrisen mit meinem Vater. Oder ich war der Sündenbock, ganz wie es gerade passte. Bis zum Suizid meines Vaters wucherte das Unheil mehrheitlich im Dunkeln. Alkohol, Medikamente, Depressionen, Suizidversuche. Die Verwandtschaft war überfordert, Schulpsychologen, Ärzte und Lehrer bagatellisierten.

Nach Jahren der therapeutischen Aufarbeitung, als ich schon lange clean war, aber noch immer ein Doppelleben führte, meine Vergangenheit immer wieder verbergen oder phantasievoll umgestalten musste, hatte ich eines Tages die Nase voll. Ich bot meine Lebensgeschichte einigen Fachstellen und Zeitungen zur Veröffentlichung an und gründete den YouTube-Kanal «Suchtfreiheit».

Transparenz lässt Licht auf das im Dunkeln Wuchernde scheinen. Nur so kann es behandelt werden. Ich fühle mich frei, seit ich offen mit meiner Geschichte umgehe, darüber rede und Leidensgenossen, deren Angehörige oder Fachleute an meinen Erfahrungen teilhaben lasse. Das Gefühl, nichts mehr verstecken zu müssen, ist unbezahlbar. Und seit ich das mache, erhalte ich immer mehr Anfragen von Menschen, die sich mir anschliessen möchten. Das sind Menschen mit Tabu-Themen. Vom Alkoholismus bis zur Zwangsstörung ist fast alles dabei, was vor der Öffentlichkeit versteckt und verschwiegen wird. Wir sind das Team PEERSPEKTIVE, mittlerweile zum Verein mutiert.

Mein Team und ich, wir stellen unsere Lebensthemen zur Verfügung. Primär möchten wir an Schulen und vor Fachgremien, vor Sozialarbeitern und Behörden über unsere Erfahrungen berichten, Öffentlichkeitsarbeit leisten, uns gegen Tabuisierung und Stigmatisierung einsetzen. Wir sind auch gern bereit, uns mit direkt Betroffenen auszutauschen. Unsere Maxime: «Authentizität». Wer Wasser predigt und Wein trinkt, ist bei uns falsch. Wer selber in der Krise steckt und andere beraten will, soll sich seiner Verantwortung bewusst >

und darüber im Klaren werden, was er/sie wirklich zu geben hat beziehungsweise für sich selber bräuchte. Depression, Zwänge und sogar Sucht sind überwindbar, müssen keine Lebensdiagnosen sein. Es geht um Konditionierungen. Wir kreisen gedanklich ums Negative. Die Abwärtsspirale der Destruktivität nenne ich das.

Aber es geht auch in die andere Richtung. Auch Konstruktivität kann eine Eigendynamik entwickeln. So können wir aus unserem Gefängnis ausbrechen und die Freiheit kosten. Und darum geht es bei PEERSPEKTIVE. Die Peer-Arbeit bietet viel Raum für Kreativität. Als Peer bin ich auf Augenhöhe mit meinen Dialogpartnern, unabhängig davon, wo diese stehen. Einfühlungsvermögen und Taktgefühl sind elementar. Nur so kann unsere Erfahrung greifbar vermittelt werden. Dabei kann ein tiefes Vertrauensverhältnis entstehen, eine Beziehung zwischen Menschen mit einer oft in die Wiege gelegten Bindungsproblematik. Achtsamkeit ist der Schlüssel zur Seele. Zur eigenen, aber auch zu der des Beachteten. Die Stabilität eines Peers ist unabdingbar. Wer schwankt, sollte zuerst für sich selber schauen, sonst potenziert sich das Schwanken, das Boot kentert und beide könnten untergehen.

Ich arbeite auf einer Suchtstation und bezeichne mich dort gern als Junkie im Ruhestand. Ich darf konfrontativ sein. «Ich bin lediglich länger clean als du!», sage ich gern zu Beginn eines Gesprächs. Und doch finde ich es, vor allem im Suchtbereich, ein absolutes Muss, Distanz zu den eigenen Themen zu haben. Gespräche unter Drogensüchtigen können triggern, gierig auf Stoff machen. Das geschieht auch bei mir immer wieder. Ich ertappe mich dabei, wie ich gedanklich anhaftete an der thematisierten Substanz und mir vorstelle, sie zu konsumieren. Mir kann das nichts anhaben, weil ich mittlerweile der gütige und besonnene Beobachter meines konsumgeilen Verstandes, meines Egos bin. Der Beobachter hat das Zepter in der Hand, er ist der Stärkere. Wer diese Trennung, diesen inneren Dialog mit sich selber nicht macht, begibt sich in Gefahr, rückfällig zu werden. Darum ist Vorsicht geboten.

Ein Sucht-Peer, eigentlich jeder Peer, sollte seine wunden Punkte kennen, seine Altlasten bereinigt haben. Sonst kann es kritisch werden. Ich bin frei von Suchtdruck und Konsumzwang, bin versöhnt mit meiner Vergangenheit. Ich habe für Krisenzeiten längst andere, konstruktive Bewältigungsstrategien entwickelt. Ich brauche den Rausch nicht mehr. Ich will ihn nicht mehr. Nur deshalb kann ich diesen Beruf ausüben.

Ein Peer sollte meiner Ansicht nach nicht als Fachperson agieren. Er darf ein Kumpel sein. Beziehung ist wichtig, immens wichtig. Ich habe keine klassische Peer-Ausbildung. Meine Schule war die Genesung und alles, was meinem Genesungsprozess zuträglich war. Neurobiologie, Visualisierung, autogenes Training, Faszienmassage, Ernährung und vieles mehr. Jahrelang habe ich mich ausgebildet, gelesen, getüftelt und ausprobiert. Das Erlangen und Aufrechterhalten der inneren Ruhe und Zufriedenheit ist zum Lebensprojekt geworden. Alles, was ich propagiere, praktiziere ich selber ausgiebig. Ich schöpfe ausschliesslich aus meinem Erfahrungs-

schatz. Feedbacks von Dialogpartnern sind mir wichtig. Ich brauche Spiegel, nicht aus Eitelkeit, sondern um mich und mein Verhalten immer wieder neu zu kalibrieren, meine Motive zu überprüfen. Der Umgang mit süchtigen Menschen ist herausfordernd, die Grenzen zur Co-Abhängigkeit sind fließend. Auch Abgrenzung ist wichtig.

Im Klinikalltag bin ich weder noch. Kein Patient, keine Fachperson. Wohl fühle ich mich auf beiden Seiten. Die Wertschätzung, die mir geschenkt wird, überwältigt mich immer wieder. Sie ist nicht Nahrung, aber ich bin sehr dankbar dafür. Meine Einschätzungen werden vom Fachteam beachtet. Warnungen und Hinweise ernst genommen. Das zeugt von Vertrauen. Dieses Vertrauen wird mir geschenkt, obwohl ich einst gestohlen, betrogen und hintergangen habe. Diese Zeiten sind vorbei.

Die letzten zehn Jahre waren die Besten meines Lebens. Vor mir und dem Team PEERSPEKTIVE liegen unzählige Projekte, auf die ich mich riesig freue.



Michel Sutter, Geschäftsleiter PEERSPEKTIVE

www.peerspektive.ch

www.youtube.com/c/suchtfreiheit

Nikki Schild

Ursprünglich selbst Raverin, macht Nikki seit sechs Jahren mit dem Peerverein SubsDance Schadensminderung an Partys. Darüber wollten wir mehr wissen.

PETER: Wie kamst du dazu, als Peer bei SubsDance zu arbeiten?

Nikki: Gestartet sind wir 2015. Damals war ich selbst noch viel mehr in der Party- und Clubszene und an Festivals unterwegs. Dabei bin ich auch immer wieder mit Drogen in Kontakt gekommen, habe mir aber nie richtig überlegt, dass etwas fehlt. Bis mich ein Freund an ein Festival mitnahm, wo saferdance aus Bern gearbeitet hat. Ich hab mir das angeschaut und fand es mega nützlich. Ich hatte schon gesehen, dass an Partys konsumiert wird, Leute im Dreck liegen, aber so richtig Gedanken gemacht, was die Gefahren sind, habe ich mir erst dort.

Ich hab mich mit saferdance vernetzt und Hannes Hergarten, der damals dort arbeitete fand, wir sollten so was auch in Basel machen. Wir haben Freunde aus der Szene zusammengetrommelt. Die Frage war, wie wir das Projekt aufziehen wollen und wie wir an Geld dafür kommen. Bei der Suchthilfe Region Basel (SRB) stiessen wir auf offene Ohren mit der Idee einer Schadensminderung vor Ort, dort wo die Leute konsumieren. Dabei geht es darum, dass Menschen die Möglichkeit haben, sich zu informieren, was sie überhaupt konsumieren und welche Wirkstoffe sie mischen. So entstanden saferdance Basel und der Peerverein SubsDance.



Was macht ihr genau?

Wir gehen an Partys und Festivals, vor allem in beiden Basel teilweise aber auch gemeinsam mit anderen Organisationen an Goa-Festivals in der ganzen Schweiz. Manchmal haben wir in Zusammenarbeit mit dem Kantonsapotheker ein Labor dabei. Dann können die Leute eine Probe abgeben und während diese analysiert wird, machen wir ein Interview mit ihnen und fragen, was sie schon alles in welchem Alter konsumiert haben. Im Gespräch merken wir, wie bewusst sie am Konsumieren sind, ob sie sich selber Sorgen über ihren

Konsum machen, oder schon einmal Hilfe gesucht haben. So bekommen wir auch Infos darüber, was gerade verfügbar ist. Wenn sie das Testergebnis erhalten, besprechen sie das mit dem Kantonsapotheker. Viele Leute kommen auch einfach aus Neugierde an den Stand, – wir haben viele leuchtende, farbige Sachen –, und wir verwickeln sie in ein Gespräch. Auf dem Dancefloor verteilen wir Schnupfröhrchen, damit sich nicht alle das gleiche in die Nase stecken und Alkohol-tupfer fürs Handy, dass nicht alle von der selben Oberfläche schnupfen. Nasenspülungen, damit die Schleimhäute nicht zu stark angegriffen werden und Kondome gehören ebenfalls zum safer use wie auch Wasser und Traubenzucker. Auch dabei ergeben sich viele Gespräche.

Wir schauen auch zu den Menschen, die eine Überdosis haben. Wenn jemand einen Horrortrip hat, begleiten wir sie/ihn eine Zeit lang und versuchen, die Person ins Hier und Jetzt zurückzuholen, weg vom Sound, vielleicht gehen wir mit ihr spazieren. Um die medizinischen Fälle kümmert sich die Sanität.

Kommen auch Leute mit klaren Fragen zu euch?

An meinem ersten Einsatz hat mich eine Frau gefragt: «Kann ich mir eine MDMA-Tablette in den A... stecken?» Da bin ich schon erst mal erschrocken. Viele fragen, wie man was konsumiert, oft kommen Fragen zum Mischkonsum. Wir haben vor zwei Jahren auch einen CombiChecker (combi-checker.ch) entwickelt, da sieht man, wie zwei Substanzen interagieren. Die Leute wissen oft nicht, dass es gefährlich ist, zum Beispiel Alkohol und Benzos zu kombinieren. Viele strecken uns eine Pille hin und fragen, ob wir die kennen. Wir schauen dann im Register nach oder zeigen ihnen gerade, wie sie das selbständig nachschauen können.

Es geht darum, dass sich die Leute informieren und dann eine bewusste Entscheidung treffen und mit einem möglichst geringen Risiko konsumieren.

Seid ihr jeweils mehrere Peers an einem Anlass?

Wie viele seid ihr insgesamt?

Das kommt auf die Grösse der Veranstaltung an. Insgesamt sind wir so 20 Leute, die aktiv sind. Es kommen auch immer wieder Leute zum Hospitieren, dann kommen sie zweimal und sind dann wieder ein Jahr im Ausland. Es gibt viele Wechsel. Wir sind nicht so verpflichtend, jedeR gibt das rein, was sie/er kann und wenn das einmal im Jahr ist, ist das auch ok.

Wer ausser den Peers ist sonst noch an einer Party anwesend?

Wenn wir mit Labor vor Ort sind, kommt wie gesagt der Kantonsapotheker dazu. Es ist immer eine Einsatzleiterin dabei, Steffi Twerdy oder Jill Zeugin, die auch das ganze saferdance-Projekt leiten. Sie können mit eineR BesucherIn auch einen Beratungstermin zu einem späteren Zeitpunkt vereinbaren und eventuell eine Nachsorge in der Suchthilfe aufgleisen. Sie koordinieren alles, schreiben die VeranstalterInnen an und holen Gelder rein. Wir sind sozusagen nur auf der lustigen Seite des Ganzen, können einfach kommen, bauen auf und sind vor Ort präsent. >

LEIDER WOLLEN UNS NICHT ALLE CLUBS MIT AN BORD HABEN. SIE SIND DER MEINUNG, WENN SIE UNS REINLASSEN, DANN WISSE MAN JA, SIE SEIEN EIN «DROGENCLUB».



Unseri Dachterrasse

Müsst ihr an einem Anlass selber nüchtern bleiben?

Darüber haben wir zu Beginn lange diskutiert. Wir haben etwa zu sechst das Konzept aufgezogen. Ein paar fanden, es sei okay, zu kiffen oder ein Bier zu trinken, solange wir trotzdem ein Gespräch führen können. Aber die Mehrheit fand das nicht so gut. Doch am Ende der Schicht ist es auch möglich, sein Namensschild zu entfernen und auf den Dancefloor zu gehen. Andere Vereine handhaben das teilweise anders. Die EinsatzleiterInnen haben andere Auflagen und müssen natürlich sowieso immer stocknüchtern sein.



Organisiert ihr euch selbst und schult auch neue Peers?

Im Peerverein haben wir eine Ansprechperson, die für die Neuen zuständig ist und sie an Events oder eine Sitzung einlädt. Wir suchen immer neue Peers, auch eine «neue Generation», die näher am aktuellen Geschehen ist. Ein besonders strukturiertes Schulungsprozedere ausser «learning by doing» haben wir nicht. Aber im Team haben wir verschiedene Hintergründe: Ich bin Psychologin, ein anderer Pharmazeut, alle bringen etwas mit. Gerade die Pharmaleute erklären uns viel über die Zusammensetzung der Substanzen, es gibt ja so viele Designerdrogen. Vieles lernen wir auch von den verschiedenen Infobroschüren, die wir dabei haben. Andere haben viel Know-How zum Thema Gesprächsführung.

Bei der Planung reden wir auch mit, können sagen, wo wir einen Einsatz machen möchten. Oder die Einsatzleitung kommt zu uns und fragt, wer an eine nächste Party kommen kann. Leider wollen uns nicht alle Clubs mit an Bord haben. Sie sind der Meinung, wenn sie uns reinlassen, dann wisse man ja, sie seien ein «Drogenclub». Dabei haben wir auch schon runde Tische mit der Polizei, ClubbetreiberInnen und GrossrätInnen organisiert. Die Clubs können davon ausgehen, dass die involvierten Stellen das Projekt befürworten und ihnen durch unsere Anwesenheit nicht geschadet wird.

Wie wird euer Verein finanziert?

Wir bekommen für jeden Einsatz einen Beitrag aus dem Projektbudget der SRB. Sie hat uns auch geholfen, die Finanzierung durch Kanton und Stiftungen zu sichern, da die MitarbeiterInnen dort viel mehr Erfahrung damit haben. Das

Geld lassen wir uns aber nie auszahlen, sondern legen es aufs Vereinskonto und gehen einmal im Jahr nach Berlin, an einen Nightlife-Kongress (stadt-nach-acht.de), aber natürlich auch zu Raves. Auch ein Lager haben wir schon durchgeführt. Benefizpartys haben wir auch schon organisiert. Da wird erst über das Projekt berichtet und dann Party gemacht.

Hat sich in den letzten zehn Jahren stark geändert, was konsumiert wird?

Es gibt gerade an Goapartys schon lange eine grosse Bandbreite an Substanzen, während in den Clubs hauptsächlich gekokst oder MDMA konsumiert wurde. Jetzt gibt's aber auch in den Clubs Ketamin, LSD, Benzos, Amphetamin, Hustensaft und so weiter. Es hat schon mehr Substanzen und immer wieder kommen neue dazu. Seit ein, zwei Jahren gibt es viel Cannabis mit hochdosiertem synthetischem THC. Das ist mega gefährlich und macht etwa 80 Prozent unserer Cannabisproben aus.

Ist den Leuten klar, dass ihr Peers seid?

Nein, ich glaube, das checken sie nicht. Wir haben halt selber auch Partyoutfits an, Glitzer im Gesicht. Aber sie fragen oft, was ich denn schon genommen habe. Meistens sag ich einfach, dass ich auch meine Erfahrungen gemacht habe. Aber es geht ja um sie und nicht um mich.

Welche Pläne habt ihr für die Zukunft?

In den letzten anderthalb Jahren war ja komplette Flaute, es gab keine Partys. Da haben wir angefangen, am Rheinbord und am Hafen rumzulaufen und sind dort mit Leuten ins Gespräch gekommen. Das ist uns aber nicht immer geglückt. Einmal wurden wir mit unserem Bollerwagen auch mit einem Polterabend verwechselt.

Wir wollen sicher einfach wieder mal anlaufen. Dieses Jahr waren wir am Tension Festival im Gartenbad St. Jakob: zwei Tage, 4'000 Menschen. Das lief sehr gut, wir haben mit zirka 50 Proben so viel getestet wie noch nie. Wir planen auch, wieder mal eine eigene Party zu organisieren. Und ein Peerevent für die ganze Schweiz mit Workshops, Tipps, wie man einen Peerverein gründet, wie man zusammenhält und wie man Gespräche führt und anderes mehr. Im November würden wir gerne wieder nach Berlin fahren.

Wir haben neu ein «Raver-Kit» entwickelt, ein Schächtelchen zum Abgeben mit Substanzinfos, Röhrchen, Alkoholpuffer, Nasenspülung, Vitaminbrause, Filter für Joints und Aktivkohle. Die gingen am Tension weg wie «warmi Weggli».

Eine Bastelgruppe haben wir auch, da machen wir Schilder und Dekos für die Einsätze.

Aber wir sind froh, wenn es einfach wieder mal läuft, bevor wir uns neue Projekte ausdenken. Die Einsätze sind wichtig für den Zusammenhalt. Wenn nichts stattfindet, gerät das Projekt in Vergessenheit und anderes wird wichtiger.

subsdance.ch
saferdancebasel.ch

S'Stägehuus



Sandor Friederich

PETER: Sandor, bitte erzähl uns doch ein wenig von deiner Geschichte, und wie es dazu gekommen ist, dass du nun eine Ausbildung als Peer machst.

Sandor: Ich bin 1976 als Autist diagnostiziert worden und war bis 2015 insgesamt viermal in der Klinik wegen des Autismus und sogenannter Komorbiditäten. Ich habe ziemlich viele Schwierigkeiten gehabt im Leben wie Schulden und Wohnungslosigkeit. Wegen all dieser Schwierigkeiten ging ich auch ins Ausland. 2019 habe ich im Rahmen der Konferenz «Housing First» zum ersten Mal von Peers gehört. Bis dahin war mir das völlig fremd. Ich wollte mehr darüber erfahren und habe mich schlau gemacht. In Deutschland ist das bekannt als EX-IN Genesungsbegleiter. Und ich habe gemerkt, dass ich so anderen helfen könnte. Ich kann zuhören und aus meiner Perspektive als Betroffener berichten, kann Hilfe anbieten – Stichwort Recovery (vgl. Seite 7) – und solche Dinge. Und dann habe ich herausgefunden, dass es Weiterbildungskurse gibt für Peers. Und diese Weiterbildung mache ich nun.

Wo machst du diesen Lehrgang?

Die Weiterbildung zum Peer kann man in der Schweiz machen, aber sie ist sehr teuer. Der Vollkostenbeitrag ist 12'000 Franken. Aber man kann sie auch in Deutschland absolvieren, wo sie zwischen 2'500 und 3'000 Euro kostet. Der Inhalt ist genau derselbe und die Weiterbildung ist international anerkannt. Der Unterschied ist lediglich, dass es in Deutschland EX-IN-Genesungsbegleiter heisst und in der Schweiz Peer. Peer kommt aus dem Englischen und steht für «ebenbürtig, gleichgestellt», während EX-IN die Abkürzung von «experienced involvement» ist. Die Kurse in Deutschland sind nicht nur billiger, sondern es gibt auch viel mehr Möglichkeiten. Je nach Bundesland werden mehrere Kurse pro Jahr angeboten. Hier in der Schweiz gibt es pro Jahr nur einen Kurs mit maximal 20 Leuten. Ich habe mich für den Kurs in Erfurt entschieden. Das liegt in der Nähe von Dresden und gefällt mir sehr.



Trägst Du die Kosten alleine?

Die Übernachtungen und Reisekosten zahle ich, den Kurs finanziert mir der Schwarze Peter. Dafür bin ich sehr dankbar. Mein Anteil macht 5'000 Franken aus. Ich hätte das Geld für die Ausbildung in der Schweiz wohl zusammenbekommen, aber für den viel günstigeren Kurs in Deutschland wollte niemand etwas bezahlen. Das ist schwer verständlich für mich.

Der Kurs besteht aus 12 Modulen (ex-in-thueringen.de), von denen jedes drei Tage dauert. Das letzte Jahr war natürlich schwierig wegen Covid. Die Weiterbildung steht unter dem Motto «Vom Ich-Wissen zum Du-Wissen zum Wir-Wissen» und in meiner Gruppe waren wir 16 Leute.

Stimmt es, dass das was euch alle verbindet, eine psychiatrische Diagnose ist?

Ja und Klinikaufenthalte gehören auch dazu. Die Klinik ist meist der Endpunkt eines langen Leidensweges. Es ist extrem wichtig, dass dort Leute sind, die wissen, wie sich das anfühlt, wenn man diese oder jene Krankheit hat. Der Profi kann das nicht. Er fühlt die Krankheit ja nicht, hat sie selbst nicht. Er kann nur sehr bedingt nachvollziehen, was in einem Menschen geschieht. Letztlich sieht er nur die Aussenansicht. Er kann sich graduell einfühlen, aber mehr nicht. Als Betroffener weiss ich, was eine Krise, ein Zusammenbruch bedeutet und wie sich das anfühlt. Wir legen Wert darauf, dass man keine Pathogenese (wie entsteht Krankheit?) macht, sondern eine Salutogenese (wie entsteht Gesundheit und wie kann sie erhalten werden?). Es geht darum zu lernen, mit der Krankheit leben und umgehen zu können. Das ist der «Recovery-Weg» – die Krankheit anzunehmen und zu lernen, mit ihr zu leben. Dabei kann jemand enorm helfen, der weiss, was das bedeutet und auch zeigt, dass es Wege gibt.

War die Weiterbildung auch auf einer persönlichen Ebene sehr intensiv, oder ist sie eher stärker «informativ» gehalten wie Vorlesungen?

Die TrainerInnen respektive DozentInnen sind selbst psychiatriee erfahren. TrainerIn/DozentIn zu werden kann der zweite Schritt nach der Peerausbildung sein. Wichtig ist, dass die TeilnehmerInnen stabil sind. In Erfurt beginnt der Kurs mit einer dreitägigen Einführung, in deren Verlauf entschieden wird, ob die potentiellen KursteilnehmerInnen die Ausbildung absolvieren können. Die Module selbst sind eine Mischung aus Vorträgen und Gruppenarbeiten, bei denen man die verschiedenen Vorgehensweisen, wie zum Beispiel gewaltlose Kommunikation, kennenlernt und miteinander bespricht.

Aber ihr beschäftigt euch nicht vertieft mit den Krankengeschichten der KursteilnehmerInnen?

Doch, bis zu einem gewissen Grad ist das durchaus so. Jeder muss einen Selbsterforschungsvortrag halten und so bekommt man mit, was bei den anderen los war im Leben. Was halt ist, ist dass es nicht viele unterschiedliche Diagnosen gegeben hat in meiner Gruppe, – Depressionen und sonst noch, >

was so verbreitet ist. Als Autist bin ich eine Ausnahme und kenne in Deutschland nur eine einzige Person, die mit dieser Diagnose als Peer unterwegs ist. In der Schweiz gibt es wohl auch noch jemanden, aber ich weiss nicht, ob er arbeitet.

Wann wirst du den Kurs abschliessen?

Die Hälfte habe ich hinter mir, also im nächsten Jahr.

Hattest du bis jetzt schon die Möglichkeit, Dein Wissen anzuwenden?

In der Weiterbildung gibt es die Vorgabe, zwei Praktikas zu machen; eines à 60 Stunden und eines à 100. Das erste habe ich schon in der UPK gemacht. Dort habe ich gemerkt, dass ich in der psychiatrischen Klinik am falschen Platz bin, denn dort gibt es schlicht zu wenige AutistInnen. Ich war auf der Abteilung für Psychosen und da kann ich nicht aus meiner Erfahrung schöpfen. Ich kann darüber sprechen, wie es ist in der UPK, wie man sich fühlt beim Eintritt und solche Dinge. Aber das Krankheitsbild ist mir fremd, da kann ich nicht mitreden.

Es gibt in der UPK schon drei Peers, einen von ihnen habe ich kennengelernt. Aber leider kam mir auch beim Praktikum Covid in die Quere, weil die Klinik nach einigen Fällen sozusagen dicht gemacht hat. So musste ich vieles verschieben.

Ist das zweite Praktikum schon geplant?

Ja und zwar bei den Anthroposophen, die in Arlesheim und auf dem Gempfen je ein Wohnheim für AutistInnen haben.

Das ist dann ein anderes Setting – keine Klinik, sondern ein Wohnheim. Da ist die Diagnose ja schon «integriert».

Genau. Autist ist man ja ein Leben lang, das ist angeborn. Bei einer Psychose ist das anders. Da ist eine einmalige Episode möglich oder eine chronische Erkrankung. Doch ist man Autist, bedeutet «recovery» wirklich, mit der Diagnose leben zu lernen und sich Strategien anzueignen, wie man das tun kann. Heilung ist nicht möglich. Davon verstehe ich was. Und übrigens auch von Wohnungslosigkeit – ich war selbst ja drei Jahre wohnungslos.

Stimmt! Wer weiss, ob unsere Unterstützung nicht ein «return on investment» für den Schwarzen Peter sein könnte! Was kannst du dir sonst noch als Arbeitsfeld vorstellen nach der Ausbildung?

Wichtig ist jetzt erst mal, das Peer-Zertifikat zu haben. Bei uns und auch in Deutschland gibt es etwas, das ich «Zertifikatshörigkeit» nenne. Wenn du ohne dieses Zertifikat ins professionelle Umfeld gehst, sprechen die Profis nicht auf demselben Level mit dir wie mit anderen Profis.

Ein wichtiges Arbeitsfeld werden in Zukunft sicher Vorträge zum Thema Autismus sein.

Wie waren denn deine Erfahrungen in der UPK? Hast du dich ernstgenommen gefühlt?

Die Leute waren sehr offen. Das hat sicher damit zu tun, dass sie schon Peers haben und das Konzept kennen. Dort wo Peers eingesetzt werden, werden sie auch geschätzt.

Das heisst, es ist wichtig, dass die Professionellen sozusagen «peer-erfahren» sind?

Ja, das habe ich so erlebt. Es ist wichtig, wie man eingeführt wird. Wenn man zum Beispiel als Pfleger Profi ist, dann hat man doch im Hinterkopf: «Der könnte mir den Job wegnehmen.» Ich denke, das ist einfach unbewusst so.

Ich glaube, das gibt es auch bei uns SozialarbeiterInnen.

Deshalb ist es eben wichtig, dass der Peer gut eingeführt wird und man den anderen sagt, was ein Peer möchte und kann. Dann wird man anders aufgenommen. Ich weiss, dass in Liestal mit einem Peer gearbeitet wird. Nach sehr guten Erfahrungen wollten dann auch andere Stationen einen Peer-Mitarbeiter. Die Profis müssen erleben, was ein Peer vermag. Denn wenn der vermeintlich «Kranke» zum Arbeitskollegen wird, ist das gewöhnungsbedürftig.

Es gibt Stimmen, die gerne mehr Peers in der Psychiatrie sehen würden als Profis. Wie siehst du das?

Ich denke, es braucht beides in guter Zusammenarbeit. Wenn jemand akut psychotisch ist, braucht es zum Beispiel Medikamente und damit eine ärztliche Behandlung, auch wenn der Patient das im ersten Moment nicht will. Sonst könnte das böse Folgen haben.

Es gibt in der Psychiatrie den Begriff des Trialogs. Darunter versteht man das gleichberechtigte Gespräch dreier Gruppen: der Erkrankten, ihrer Angehörigen und der Fachleute wie ÄrztInnen, PsychotherapeutInnen und Pflegefachfrauen und -männer. Mit den Peers gibt es nun eigentlich eine vierte Gruppe und man könnte den Trialog zu einem «Quadrolog» machen. Ist das auch Thema in der Ausbildung?

Bei uns gibt es ein Modul «Trialog». Aber Angehörige, so sehe ich das, möchten oft Fachwissen und dafür sind zum Beispiel ÄrztInnen eher Ansprechpersonen als Peers, weil sie bei den Angehörigen einen höheren Stellenwert haben.

Trialog findet ja oft in Gruppen statt und ich frage mich, ob da der Einbezug der Peers nicht auch sehr hilfreich wäre.

Das wäre es sicher und ich wäre da sehr dafür. So kann zum Beispiel ich als verbaler Autist erklären, wie ich mich fühle, was schwierig ist für mich. Ich kann reden – viele AutistInnen können das nicht. Das kann für die Angehörigen sehr wertvoll sein und ihnen auch ganz praktische Hilfestellungen leisten.

Der Autismus wird ja in der Psychiatrie eher stiefmütterlich behandelt.

Das liegt sicher daran, dass es nicht viele AutistInnen gibt in der Klinik. Unterdessen gibt es PsychiaterInnen, die auf autistische Kinder spezialisiert sind – das ist sehr gut. Aber erwachsene AutistInnen kommen sozusagen nicht vor. Auch deshalb möchte ich Vorträge halten zum Beispiel an Fachhochschulen. Das ist eines meiner Ziele: Menschen zu erklären, wie sich das anfühlt, was in mir abgeht in einer Krise und wie die Aussenwelt gut damit umgehen könnte. •

Stark mit Peers!

Géraldine Merz

FIZ Fachstelle Frauenhandel und Frauenmigration

Das erfolgreiche Projekt «Stark mit Peers – Sexarbeiterinnen informieren Sexarbeiterinnen über wirksame Schutzmassnahmen gegen Straftaten sowie über Beratungs- und Unterstützungsangebote» wird nach drei Jahren in eine neue Form überführt. Grund genug, die bisherigen Highlights und Erkenntnisse zu würdigen.

«Wenn zwei das Gleiche tun, ist es noch lange nicht dasselbe.» Diese Erkenntnis macht sich der Peer-Ansatz in der sozialen Arbeit zunutze: «Peer» meint «gleichgestellt, gleichwertig» und nutzt die Verbindung, die entsteht, wenn Personen einen ähnlichen Erfahrungshintergrund haben. Das heisst in diesem Fall: Es ist nicht dasselbe, wenn Sexarbeiterinnen von Sozialarbeiterinnen beraten werden oder von ihren Peers, eben anderen Sexarbeiterinnen. Dank dieses Ansatzes konnte ein ganz neuer Zugang zur Zielgruppe geschaffen werden.

Hauptziel des Projekts war es, neue und junge Sexarbeiterinnen anzusprechen und ihnen Tipps sowie Strategien punkto Sicherheit zu vermitteln. «Das sind zum Teil so banale Dinge wie keine Schals zu tragen. Aber auch, die eigenen Grenzen für sich ganz klar abzustecken und auch einmal Nein zu einem Kunden zu sagen», resümiert Chantal Riedo, Leiterin des Projekts bei der FIZ, den Inhalt der Peer-to-Peer-Gespräche. «Den Peer-Mitarbeiterinnen war aber auch sehr wichtig, die Erfahrung weiterzugeben: Ich habe von der FIZ oder von einer anderen Organisation Unterstützung bekommen, als ich sie gebraucht habe.» «Während der Corona-Zeit», so Chantal, «war die Brücke, welche die Peer-Mitarbeiterinnen zu den Sexarbeiterinnen gebaut hatten, umso wichtiger. In dieser Zeit hat sich der Kontakt zwischen ihnen sogar noch intensiviert. Aufgrund des Arbeitsverbots stellten sich nochmals ganz neue Fragen und Herausforderungen: Wo finde ich Unterstützung? Was darf ich noch, was nicht?»

Der Peer-Ansatz verlangt ein hohes Mass an Ressourcen. «Schulungs-Workshops und regelmässige Sitzungen mit den Peer-Mitarbeiterinnen zur Reflexion der eigenen Rolle und Kompetenzen sowie zum Austausch von Erfahrungen waren matchentscheidend. Diese Massnahmen dienten nicht nur der Qualitätssicherung, sondern sie schufen auch Raum für Selbstermächtigung und Empowerment der vier Peer-Mitarbeiterinnen», sagt Chantal. Dass die Peer-Mitarbeiterinnen auch für sich selbst einen grossen Gewinn aus diesem Projekt gezogen haben, verdeutlichen ihre Aussagen am Schluss-Workshop: «Meine Tätigkeit als Peer-Mitarbeiterin ermöglichte mir mehr Auseinandersetzung mit meinem Beruf und mehr Reflexion darüber.» Oder: «Während vorher vor allem der Umsatz im Zentrum stand, ist da jetzt ein Familiengefühl gegenüber anderen Sexarbeitenden – weniger Kälte.» Und: «Die Arbeit als Peer-Mitarbeiterin half mir im Umgang mit der Diskriminierung. Dank der Gruppe fühle ich nun Stolz statt Scham.»

DIE ARBEIT ALS PEER-MITARBEITERIN HALF MIR IM UMGANG MIT DER DISKRIMINIERUNG. DANK DER GRUPPE FÜHLE ICH NUN STOLZ STATT SCHAM.

Auch für die FIZ hat sich das Projekt gelohnt. «Das Projekt hat es uns ermöglicht, bei den Sexarbeiterinnen mehr Glaubwürdigkeit und einen anderen Zugang zu erlangen. Zudem konnten wir aus den Gesprächen und Diskussionen mit den Peer-Mitarbeiterinnen viel über Sexarbeit lernen und haben mehr über die Wünsche und Probleme von Sexarbeiterinnen erfahren», schlussfolgern die Beraterinnen der FIZ.

Inzwischen funktioniert die Mund-zu-Mund-Propaganda so gut, dass es mehr Ressourcen braucht, um alle Anfragen abzudecken. Damit wurde ein wichtiges Ziel des ursprünglichen Projekts erreicht. Anstelle des Projekts «Stark mit Peers» startet nun das Projekt «Expertinnen-Talk Sexarbeit». Die Austauschtreffen zwischen den Peers und den Beraterinnen zu Themen, die Sexarbeiterinnen beschäftigen, werden weitergeführt. «Und wer weiss», so Chantal Riedo, «vielleicht ergibt sich in der Zukunft daraus wieder einmal ein neues, grösseres Projekt.»

FIZ Fachstelle Frauenhandel und Frauenmigration

Hohlstrasse 511

8048 Zürich

www.fiz-info.ch

Dieser Text ist Anfang November 2021 im FIZ Magazin erschienen.



Unsere Chillegge

Dr Hinterigang

Avji Sirmoglu

Ich stiess zum Planet13, nachdem ich meine Arbeitsstelle verloren hatte. Ich kämpfte darum, eine neue Stelle zu finden und las in der Zeitung, dass es eine Gruppe Arbeitsloser und Sozialhilfebeziehender gäbe, die «Rambazamba» machten und sogar in die Politik gehen wollten, weil sie mit dem System nicht einverstanden wären. Das gefiel mir natürlich: Widerstand leisten.



Ich traf also auf eine Gruppe von Erwerbslosen wie mich: SozialhilfebezüglerInnen, Frauen in Scheidung, deren Männer nicht gerade nett waren, und die auf Alimentenborschussung angewiesen waren, Menschen im langen Prozedere einer IV-Anmeldung, sonstige Widerspenstige – kurz: ein grosses Sammelsurium. Für mich waren das damals fremde Welten.

Wir hatten viele Gespräche. Die meisten sahen ein Manko in der digitalen Welt. Christoph und Sven bauten mir aus drei alten Kisten einen neuen Computer, der hielt dann vier Jahre. Bewerbungen wurden ja zunehmend nur noch in elektronischer Form akzeptiert. Vor diesem Problem stand nicht nur ich. So war bald klar, dass wir einen Treffpunkt wollten, dessen Kern ein kostenloser Internetzugang für alle war.

Während fast drei Jahren haben wir an einem Projektplan gearbeitet und konnten ihn 2004 an einer Armutstagung der Christoph Merian Stiftung präsentieren.

Dann mieteten wir das Lokal an der Klybeckstrasse. Dort haben wir gestartet und aus unseren Bedürfnissen und denen der Gäste das Angebot entwickelt. Zum Beispiel boten wir Unterstützung beim korrekten Schreiben von Lebensläufen und Motivationsschreiben an, oder beim Ausfüllen von Formularen. Wir informierten Menschen, wohin sie sich mit einer Frage wenden mussten, begleiteten sie aufs Amt oder zur Schuldenberatung.

Es entstand auch eine PC-Reparaturwerkstatt. Ich begann mit gratis Deutschkursen, um Fremdsprachigen zu helfen, vor allem während der Zeit, in der sie auf Kostengutsprachen für Deutschkurse warten. Eine pensionierte Bibliothekarin bot einen Englischkurs an. Wir haben ein eigenes Bildungsgefäss: die «uni von unten», an der Menschen über verschiedene Themen kostenlos referieren. Unsere Filmabende finden in einer Wohnzimmeratmosphäre statt. Ausstellungen gab es auch immer wieder. Die ersten drei waren von verschiedenen Künstlern aus Afrika und handelten von Armut und Ausgrenzung.

Wir hätten noch vieles machen können, besannen uns aber auf unser bestehendes kostenloses Angebot und wollten es so gestalten, dass es seriös und wirklich hilfreich war. Wir finden, dass eine Hilfe wirklich eine Hilfe sein soll. Wir entwickelten aber noch EDV-Kurse, damit Menschen lernen, bewusst mit der digitalen Welt beziehungsweise dem Computer umzugehen.

Das Team besteht aus direkt Betroffenen, im Vorstand und im Beirat sind Menschen, die ein grosses Herz für soziale Themen haben. Peter Schallberger zum Beispiel engagierte sich mit uns stark gegen den zweiten Arbeitsmarkt.

Weiterbildung

Die Teammitglieder bringen alle ihre Erfahrungen, Ausbildungen und ein Vorwissen mit. Viele sind sehr offen und verfolgen das Weltgeschehen. Ich persönlich musste mich in die ganzen Gesetze auf Gemeinde-, Kantons- und Bundesebene vertiefen vor allem in das kantonale Sozialhilfegesetz und die Richtlinien der Schweizerischen Konferenz für Sozialhilfe (SKOS) auf Bundesebene. In das Ausländergesetz mit seinen vielen Änderungen, das Arbeitsrecht oder die Ausschaffungsinitiative. Auf allen diesen Ebenen musste ich mich zurechtfinden. Ich habe mich schlau gemacht, welche NGOs in Basel tätig sind und was sie anbieten beispielsweise für Frauen in Scheidung oder Obdachlose, wen wir bei Bedarf wohin schicken können. Ich habe mir beigebracht, wie ich ein Gesuch an die Winterhilfe schreiben. Fachliteratur, neue Publikationen bekomme ich teilweise gratis zugeschickt und manchmal stellt jemand eine Studie gerade selber bei uns vor, oder wir laden jemanden ein, in der Uni von unten zu referieren. Ich lerne immer gerne weiter.

Mein Wunsch war immer, dass alle NGOs, die in Basel Menschen in Not unterstützen, einen Katalog zusammenstellen über alle unsere Dienstleistungen, dazu Notfallnummern für Zeiten, in denen die Behörden bereits Feierabend haben. Oft haben sich um 19 Uhr Menschen gemeldet, die eigentlich ins Aufnahmezentrum für AsylbewerberInnen mussten. Oder andere obdachlose Menschen, die in der bitteren Kälte eines Winterabends ohne nichts da standen. Sie wussten nicht wohin. Da bräuchte es Notfallbetten für eine Nacht. Immerhin gibt es jetzt die Webseite sozialesbasel.ch. Da kann ich mit Stichworten geeignete Fachstellen suchen.

Ich verstehe nicht, weshalb wir in Basel nicht noch näher zusammenarbeiten können. Manchmal hab ich den Eindruck, jedeR schaut nur auf ihr/sein Gärtlein. Am schönsten fand ich, dass wir das 4XJa (die vier kantonalen Wohninitiativen, die am 10. Juni 2018 angenommen wurden) durchbekommen haben, auch wenn fast keine Konsequenzen daraus spürbar sind. Aber wir hätten viel mehr gemeinsam unternehmen können für das Wohl von Armutsbetroffenen: eine höhere Sozialhilfe fordern zum Beispiel, oder Arbeitsintegrationsmassnahmen kritischer beurteilen. Aber gemeinsam mit dem Schwarzen Peter konnten wir eine erfolgreiche Petition gegen das Projekt Passerelle' einreichen. Dieses wurde dann wieder beendet.

Zu uns kommen Menschen, weil sie einfach einen Internetzugang brauchen, ohne dass sie sich gleich erklären, sich «nackt ausziehen» müssen. Und auch weil sie sich verstanden fühlen ohne wenn und aber. Sie begegnen anderen betroffenen Menschen, die ihnen helfen wollen. Daraus ergeben sich dann Fragen wie zum Beispiel beim Bewerbungsschreiben: Wie erstelle ich eine Mailadresse, wie hänge ich ein PDF >



Unsere Spielegge

**DIE MENSCHEN SOLLEN SICH HIER FREI FÜHLEN,
DAS IST MEIN GRÖSSTER WUNSCH. SIE WERDEN SONST
SCHON GENUG HERUMGESCHICKT, BEVORMUNDET
ODER INSTRUMENTALISIERT.**

an? Da unterstützen wir sie dann und viele kommen später in einen Computerkurs. Wir sind ein Hilfe-zur-Selbsthilfe-Projekt. Die Leute sollen auf eigenen Beinen stehen und ihre Geschäfte selber erledigen können. Dadurch werden andere NGOs nicht überflüssig, aber die Menschen bekommen oder behalten eine grösstmögliche Autonomie. Wir haben eine kleine Rechtsberatungsstelle auf dem Gebiet des Sozialhilferechts. Vor Corona waren wir auch ein Treffpunkt, man konnte bei uns Kaffee trinken und sich austauschen. Die Menschen sollen sich hier frei fühlen, das ist mein grösster Wunsch. Sie werden sonst schon genug herumgeschickt, bevormundet oder instrumentalisiert. Sie können etwas zur Ruhe kommen. Die Menschen können sich jetzt immer noch bei uns treffen und sich austauschen, das allerdings nicht im Büro sondern draussen. Es ist wichtig, dass dies möglich ist. Man muss sich, wenn auch manchmal nur kurz, sehen können.

Weiterbestand

Christoph Ditzler und ich wirken jetzt seit 14 Jahren im Planet13, haben das Projekt mitbegründet und aufgebaut. Vom System her sind wir mittlerweile pensioniert. Im aktuellen Team fehlen, auch coronabedingt, Energie und Ressourcen, so viel Energie reinzugeben, wie wir beide das getan haben. Über ein Jahr lang haben wir gemeinsam mit dem Vorstand das Prozedere für unsere Nachfolge besprochen. Man muss ja mit dem Team zusammenarbeiten können, gemeinsam Beschlüsse fassen, unsere Haltung beibehalten und nach aussen vertreten. Der einzige, der für uns überhaupt in Frage kam, auch wenn er nicht selber Betroffener ist, ist Thiemo Legatis. Ihn kennen wir schon von früher, er war bereits während seiner Ausbildung zum Sozialarbeiter oft bei uns. Er war schon immer überzeugt von unserem selbstverwalteten Projekt. Wir beide bleiben euch aber erhalten, wenn auch in reduzierter Form.

planet13.ch

Walk and Talk

Das Angebot «Walk and Talk» wurde als Kooperation von CONTACT (Stiftung für Suchthilfe), der Kirchlichen Gassenarbeit Bern und der Aids Hilfe Bern entwickelt. Das Projekt fusst auf dem Peer-to-Peer-Ansatz, auch Peer Education genannt. Dies bedeutet, dass im Projekt Menschen arbeiten, die selbst Drogen konsumieren und ihren Lebensmittelpunkt auf der Gasse haben. Sie können daher als Educators aus eigener Erfahrung und auf Augenhöhe mit Menschen in der gleichen Situation kommunizieren. Dieser Ansatz wurde gewählt, weil die traditionellen, teilweise stationären Angebote der Drogenhilfe über eine begrenzte Reichweite verfügen, da sie für die Zielgruppe zu hochschwierig sind und in anderen Bereichen mit diesem Ansatz bereits niederschwellige Angebote erfolgreich aufgebaut werden konnten.

Ursprünglich wurde «Walk and Talk» als spezifisches Angebot für Männer entwickelt. Während den Einsätzen der Educators auf der Gasse zeigte sich schon bald, dass es kaum umsetzbar ist, nur Männer anzusprechen. Zudem wurde unter anderem von den KooperationspartnerInnen vermehrt der Wunsch geäussert, auch Frauen in das Angebot zu integrieren. Denn Frauen, die ihren Lebensmittelpunkt auf der Gasse haben, insbesondere Drogen konsumierende Sexarbeiterinnen, begegnen grossen Herausforderungen bezüglich des Schutzes vor Infektionen, der Durchsetzung von Schutzmassnahmen und der Gesundheit im Allgemeinen. Es hat sich gezeigt, dass es – um diese Zielgruppe ansprechen zu können – weibliche Educators braucht.

Unsere Ziele sind:

- Die Männer und Frauen auf der Gasse kennen die Safer Use und Safer Sex Regeln und wenden sie an. Ziel ist die Reduktion von Neuinfektionen mit dem HI-Virus, anderen sexuell übertragbaren Infektionen (STI) und Infektionen mit viralen Hepatitiden.
- Die Männer und Frauen auf der Gasse sind mit relevanten Informationen und Materialien für Safer Use und Safer Sex versorgt.
- Bei Bedarf werden sie an zuständige Fachstellen weitervermittelt

gassenarbeit-bern.ch/gassenarbeit/#walk-and-talk

¹ Es ging bei der Passerelle darum, dass Menschen sich erst in einem Arbeitsprogramm «beweisen» mussten, bevor sie sich überhaupt auf der Sozialhilfe anmelden durften.



Foto: Eleni Kougiotis

Neue Mitarbeiterin

Julia Herter

Schon während meiner spannenden Zeit in der Kommunikationswelt, spielten für mich die Menschen, mit denen ich zusammenarbeitete, eine wichtige Rolle. Ich schätzte den vielfältigen Kontakt mit den verschiedensten Persönlichkeiten sehr. 2018 absolvierte ich dann ein Praktikum in einer geschützten Werkstatt für psychisch Beeinträchtigte und merkte schnell, dass ich neu einen sozialen Berufsweg einschlagen möchte. Nach meiner Mutterschaft wünschte ich mir deshalb einen Wiedereinstieg in der Sozialen Branche und fand im Juli eine passende Stelle im Büro des Schwarzen Peter.

Mit Toleranz und Respekt dem Nächsten gegenüber werden bei uns Hürden überwunden, die sonst nicht zu schaffen wären. Das direkte Umfeld mit den verschiedensten Personen und deren Geschichten macht meine Arbeit menschlich, abwechslungsreich und spannend – ich bin froh, ein Teil des Schwarzen Peter zu sein und hier meinen Beitrag leisten zu können.

Impressum

PETER erscheint zweimal im Jahr

Schwarzer Peter

Elsässerstrasse 22

4056 Basel

schwarzerpeter.ch

team@schwarzerpeter.ch

061 383 84 84

Basler Kantonalbank, 4002 Basel, 16 545.784.06

IBAN: CH98 0077 0016 0545 7840 6

Layout: Eva-Luzia Recher, gestaltet.ch

Druck: Gremper AG

Auflage: 1'700

